Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 66 (1971)
Heft: 3-de

Artikel: Albert Bächtold : zur Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres
Autor: Gysi, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-174235

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Albert Bächtold

Zur Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres am 3. Januar 1971

Weltweites Werk in Klettgauer Mundart

Seit einem halben Jahrhundert lebt Albert Bächtold in Zürich. Viel verdankt er der Stadt. Er liebt und verehrt sie und kehrt nach Zeiten der Ausspannung gerne zu ihr zurück als Quelle reicher Anregung. Aber Zürcher geworden ist er nicht. Sein Fühlen und Denken bleibt wie seine Sprache unverrückbar der Heimat verbunden, dem schaffhausischen Klettgau und in besonderem Masse seinem Heimatdorf Wilchingen.

Diese Treue ist keineswegs selbstverständlich, führte das Leben Albert Bächtold doch in Weiten hinaus, die einer Entfremdung Vorschub leisten mochten. Im Beharren beim Angestammten spiegelt sich jener Zug seines Wesens, der auch seinem Werk zugute gekommen ist, den zehn in Wilchinger Mundart geschriebenen Bänden, die, bei aller Selbständigkeit des einzelnen Werkes, ein in sich geschlossenes Ganzes bilden.

Wie aber ist Albert Bächtold überhaupt zum Schreiben gekommen? Aus der Not der Zeit heraus, möchte man sagen, wobei diese «Not», obenhin betrachtet, keineswegs nur zeitgeschichtlicher, sondern höchst persönlicher und sogar materieller Art war. Vier Jahrzehnte brauchte das Leben, um ihn an diesen Punkt zu führen.

Nach dem frühen Tode seines Vaters wuchs Albert Bächtold mit vier Geschwistern im heimatlichen Klettgau in kärglichen Verhältnissen auf und erkämpfte sich nach dem Tode der Mutter unter doppelten Schwierigkeiten seinen Weg zum Lehrerberuf. Damit schien die Lebensbahn vorgezeichnet. Ein unbändiger Drang zur weiten Welt aber führte den jungen Mann aus einem sicheren, stillen Randendorf nach Russland. Dort packte ihn während des 1. Weltkrieges und der Revolution der Wirbel des Lebens. In der Not eines unbarmherzigen Kampfes ums Dasein fand er in der kaufmännischen Betätigung den rettenden Strohhalm, der in der Folge für den völlig verarmt aus Russland Heimkehrenden von grösster Bedeutung wurde. Sie verhalf ihm nach kurzer Übergangszeit zu einem materiellen Aufschwung, der ihm den Ruf eines der reichsten Männer Zürichs eintrug. Der «schwarze Freitag» des Jahres 1929 löschte mit einem Schlag den gleissenden Schein dieses Daseins. Wie ein Wunder mutet es an, wie Albert Bächtold nach dem Zusammenbruch seiner geschäftlichen Laufbahn eigentlich wider Willen den Weg zur Schriftstellerei fand und wie er sich, getreu seiner eigenwilligen Art, alles auf eine Karte zu setzen, ohne Konzession der Mundartdichtung verschrieb.

In bitterem Ringen um das tägliche Brot gestaltete er Band um Band aus der reichen Erfahrung seines Lebens, das die Grundzüge einer grossangelegten Handlung abgab. In acht Bänden geleitet Bächtold seinen Helden Peter Rebmann durch das Leben. Im «Tischtelfink» ersteht rund um das Bild des verstorbenen Vaters die engere Heimat. «De Hannilipeter» und «De Studänt Räbme» umfassen das Werden des jungen Menschen bis zum Abschluss des Seminars. Dann folgt in den zwei Bänden des «Pjotr Ivánowitsch» der gewaltige Schritt in die weite Welt. Dem Bild von Russland im Umsturz schliesst sich im «Silberstaab» das Bild der Vereinigten Staaten und des geschäftstüchtigen Wirkens an. Damit ist die grösste äussere Spanne des Erlebens erreicht. Es folgt die Rückkehr aus der Weite, der Weg nach innen im Band «De ander Wäg». Hier sind – wenn auch nicht im Sinne der zeitlichen Entstehung – die beiden Werke ausserhalb der Rebmann-Reihe einzugliedern: «De goldig Schmid» und «Wält uhni Liecht». Beide sind wie die anderen in eigenem Erleben verwurzelt. In beiden schliessen sich Türen nach aussen, öffnen sich aber neue nach innen. – Im Band «D'Haametstimm» endlich schliesst sich der Kreis mit dem Lobpreis der Heimat.

Dieser kurze Gang durch das Werk Bächtolds belegt deutlich genug, dass er kein sogenannter Heimatdichter ist. Sein Thema ist nicht die Heimat, sondern die ganze weite Welt, die er erlebt hat. Er erzählt nicht auf behagliche Art kleines Dorfgeschehen; seine Darstellung kreist um Fragen der Menschheit. Und er folgt einem unverkennbaren Zug unseres schweizerischen Schrifttums, wenn er in seinem Werk – doch ohne jegliche Schulmeisterei – dem Menschen einen Weg aus der Enge eines nur bodenverbundenen Daseins zur Weite eines geistigen Erlebens führt, das Reife und Wert jedes Menschenlebens ausmacht.

In dieser Weite findet die Heimat freilich ihren unverrückbaren Platz; mit ihr ist tiefste und zarteste Gestaltung verbunden. Heimat bedeutet das Bild der Mutter, von der sich ein strahlendes Licht auf alle mit inniger Wärme gezeichneten Frauenfiguren des Werkes ergiesst: die unglückliche Tante Scheni etwa, die geliebte Sheila, die Russin Claudia, die Bäsi – wer wollte sie alle aufzählen, diese aus der Verehrung

erwachsenen Romangestalten! Ihnen zur Seite stehen nicht minder eindrücklich, mit Meisterschaft nachgezeichnete Männer, mit denen sich die epische Spannung einer alle Schwebungen des Menschenlebens umfassenden Handlung verbindet.

Ohne Zweifel besteht zu Recht die Frage, ob ein – im eigentlichen wie im übertragenen Sinn – so grossräumig konzipierter Stoff mit dem Mittel der mundartlichen Muttersprache gefasst werden könne und dürfe. Die hart erkämpfte, dann aber unbeirrbare Wendung Bächtolds zur Mundart wurde schon als literarischer Selbstmord bezeichnet. Man unternahm Versuche der Übertragung in die hochdeutsche Schriftsprache, die einen weiteren Leserkreis gesichert hätte. Sie schlugen fehl. Was Albert Bächtold zu sagen hat, ist unablösbar mit seiner Sprache verbunden und verliert bei einer Übertragung die Leuchtkraft, wie eine auch nur leise Berührung den Glanz des Schmetterlingsflügels zerstört.

Wohl mag es unserer raschen Zeit schwerfallen, sich den Zugang zur Klettgauer Mundart zu bahnen. Wer sich der kurzen Mühe des Einlesens aber unterzieht, wird von der Dichte und Bildhaftigkeit dieser Sprache gepackt. Mit Staunen und wachsender Ergriffenheit erlebt er, dass sie nicht nur alles auszudrücken vermag, sondern darüber hinaus Töne findet, die in keiner anderen anklingen. Den Adel der Muttersprache in der Gestaltung des Werkes erstehen zu lassen, ist Bächtolds innerstes Anliegen: Hier ist ein Dichter am Werk, der als Werkzeug der Gestaltung seine Mundart handhabt wie ein anderer die Hochsprache.

Kurt Gysi, Stäfa

Aus «Pjotr Ivanowitsch»:

Über das Wesen der russischen Revolution

Druf saat de Räbme: Waasch du, we miir da vorchunnt, wa etz doo z Russland passiert? We en Iisgang: alls wüürt mitgrisse. Und ka Mäntschechraft ischt imstand, zoms ufhebe. Wän da Ding no e Johr därewäg wiitergoht, ischt Russland a Liib und Seel bankrott.

Aber de Michàil Iljìtsch lachet no:

Da hät me no bi jedem Iisgang pmaant, Russland säi bankrott. Und isch es gliich nie gsii. Jede ander Land wäärs. Russland nid. Wäge waa? Wohäär chunnts, da de Russ nie verzwiiflet und ufgiit? Da chunnt vo däm, da miir gläärnt händ träge, und d Hoffning nid verlüüre. En Russ giit nie d Hoffning uf, nid emol im Tood. Da isch de Underschid zwüsched üüs und eu: Ihr läbed i Johre und Tage – miir i Jorhunderte. Russland hät derziit. Und gliich: Gänd üüs die füüfezwanzg Jöhrli, won i gsaat ha, und ihr wäärded scho dän d Auge und s Muul ufriisse, we Russland doostoht. Aber da bringt no e chläini Minderhäit fertig, wils ka Mehrhäit giit, wo derzue imstand wäär. Und – läider – no mit Gwaalt. Wä me in Lüüte saat, es sött öppis gänderet wäärde, lached si no de Puggel voll und ändered nüüt, em allerwänigschte sich sälber; sie ändered sich bloos, wän si Brügel überchömed und no so lang, wes ene weh tuet. Mit andere Worte gsaat: S bruucht aliwil Gwaalt, da öppis Neus cha durebräche. Und s Neu tuet aliwil zeerscht naame weh; in Ohre – de Scrjàbin; in Auge – de Picasso; im Glaube – de Martin Luter. Oder nämed mer e no gröösser Exämpel: Jesus Chrischtus. Wa ischt äär in Auge vom groosse Huuffe vo siinere Ziit gsii? En Reveluzzer und nüüt anders!

Iiverstande, macht de Räbme, bloos händ disälbe, wo etz gsaat häscht, nid d Gwalt, also s Tier im Mäntsch! zo änem Härrgott pmacht. Wüürsch gsäh und erläbe, s Volk missbruucht au die «Fräihäit», won im ihr prediged.

De Michàil Iljìtsch wider mit sim chaalte Lächle:

No ka Angscht, Peetjka, miir erziends scho soo, das si nid cha missbruuche. Ase gschiid simiir au. Miir händ gläärnet us der Gschicht. S mag Chindechrankete gee, die giits aliwil, aber sie wäärded und chöned de Grundkarakter vom russische Volk nid ändere, dä bliibt, mög choo, wa wel.

Also, wän er eso gschiid sind und alli s «Gliich» wönd, zo waa bruuched er dän wider e Regiering?

De Michàil Iljìtsch lachet:

Alli Musiker vom e Orcheschter wönd au s «Gliich», wäge desse mönd si amäg en Tirigänt haa. Mi cha s Wasser au nid lauffe loo, wohäre das wott, mi mos dur Kanääl und Röhre dure läite.

(2. Band, S. 158–159)